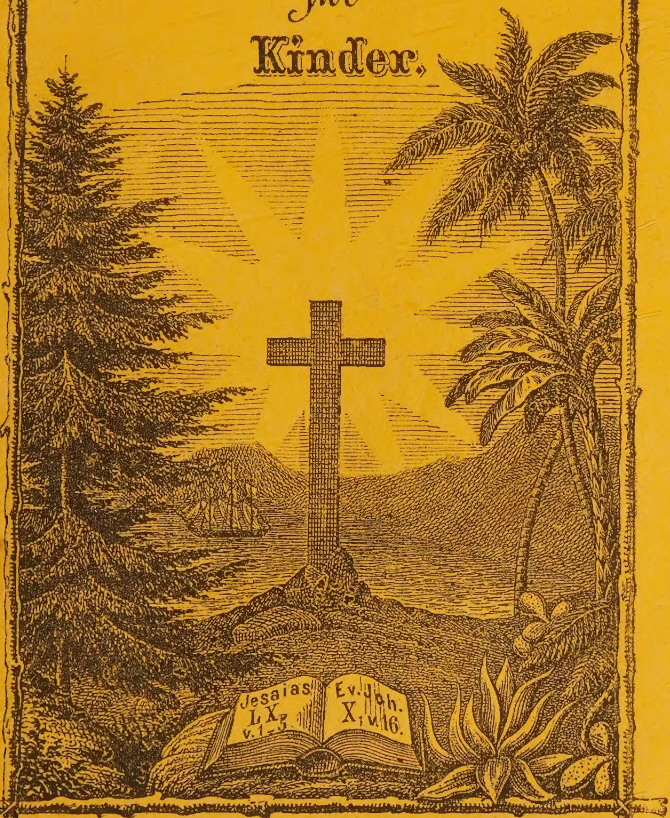
Nr. 4. Juli 1867.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 4. Juli 1867.

Inhalt: Titelbild: Ueberfall an der Mahony.
Wiederanfang der südafrikanischen Mission. (Schluß.)
Gnadenthal und seine Umgebung.
Von Calcutta nach Kyelang. (Schluß.)
Zu dem Titelbild.
Nachrichten: Australien. — Nordamerika. — West-Himalaya.

Wiederanfang der südafrikanischen Mission.

Schluß.

So hatten also doch wieder Missionare aus der Brüdergemeine zu den Hottentotten gehen können. „War denn aber unter denen nicht auch wieder der liebe, treue Georg Schmidt?" möchtet ihr vielleicht fragen. Nun, liebe Kinder, wenn dieser Bruder auch damals noch gelebt hätte, so wäre er doch schon 81 Jahre alt, und also, wie ihr euch denken könnt, nicht im Stande gewesen, beim besten Willen, noch einmal alle mit diesem Dienst verbundenen Beschwerden zu ertragen. Er war aber auch bereits am 2. August 1785 in Niesky, wo er zuletzt ein eigenes Häuschen bewohnt und neben Tagelöhnerarbeit dem Heiland unter den Christen, weil er es unter den Heiden nicht mehr konnte, gedient hatte, in seines Herrn Freude

eingegangen, und hatte somit die Erfüllung seines heißesten Wunsches, die Erhörung seiner inbrünstigsten Gebete, die Erneuerung der Hottentotten-Mission, hienieden nicht mehr erlebt.

Nun müssen wir aber doch noch einmal zurückgehen und sehen,

wie es noch zum Wiederanfang der südafrikanischen Brüdermission gekommen ist.

Wie bei dem sel. Schmidt, so waren bei der Brüdergemeine überhaupt die armen Hottentotten keineswegs in Vergessenheit gerathen; im Gegentheil hegte man immer im Stillen den Wunsch, wieder zu ihnen kommen zu können. Dieser Wunsch nun wurde durch die verschiedenen von Zeit zu Zeit aus dem Capland kommenden Nachrichten genährt und verstärkt. Die erste Kunde von dort brachte ein holländischer Offizier, welcher wußte, daß das von dem Lehrer Schmidt gesammelte Hottentotten-Gemeinlein noch zusammenhielte und sehr nach ihm verlangte. Im Jahr 1760 brachten ferner einige aus Ostindien über die Cap zurückgekommene Brüder mit, daß sich noch einige von Br. Schmidt Getaufte vorfänden, welche ihn, ihren ehemaligen Lehrer, noch im besten Andenken hätten. Und endlich, noch im Jahre 1787, hatte Bischof Reichel auf seiner Rückreise, ebenfalls in Ostindien, in der Capstadt gehört, es gäbe noch Hottentotten, welche die Hoffnung hegten, daß wieder Lehrer von den Brüdern des G. Schmidt in das Land kommen würden; es sei auch noch eine alte getaufte Hottentottin am Leben (ihr kennt sie schon) welche von Br. Schmidt im Lesen unterrichtet worden sei, noch viel von ihm rede, und fleißig in der Bibel lese. Auf diese Berichte bezieht sich das, was Bischof Spangenberg in einem Missionslied zu der Zeit singt:

„Die Cap, da man noch jetzt von Heiden höret,
Was Jürge Schmidt sie ehedem gelehret.“

Zugleich hatte man aus Holland zu wiederholten Malen gehört, daß die Abneigung gegen die Brüder mehr und mehr sich verliere. — Und so kam man denn auf der Synode von 1789 zu dem Beschluß, auf die Erneuerung der Hottentotten-Mission anzutragen. Demzufolge wandte man sich durch 2 Brüder in einer Bittschrift an die ostindische Compagnie in Amsterdam, und suchte um Erlaubniß zur Ueberfahrt für neue Missionare nach dem Caplande nach. — Und dies war die rechte Stunde, die Stunde des Herrn:

Unter den 17 Directoren der genannten Compagnie führte aber damals den Vorsitz ein aufrichtiger Liebhaber des Herrn, der auch die Brüdergemeine durch einen Besuch in dem damals eben erst angelegten Gemeinort Zeist, bei Utrecht, kennen und schätzen gelernt hatte; und dieser war es nun, der es vornehmlich bewirkte, daß den Brüdern unter dem 3. December die Erlaubniß ausgesprochen wurde, „an einem innerhalb des Gebiets der Colonie erwählten Orte die Mission unter den Hottentotten zu erneuern, aus ihnen eine christliche Gemeine zu sammeln und dieselbe mit Wort und Sacrament zu bedienen.“ — Nun, was konnte man mehr verlangen? In der ganzen Brüdergemeine, überall, war auch nur eine Stimme des Lobens und Dankens vor dem Herrn über diese Seine gnädige Fügung.

Aussendung neuer Boten.

Nun suchte man willige und tüchtige Brüder zu dem Dienst unter den Hottentotten, und der Herr ließ auch bald solche finden. Es waren drei: der Handschuhmacher Marsveld, der Schuhmacher Schwin und der Messerschmidt Kühnel. — In der Mitte des Jahres

1792 begaben diese Brüder sich auf die Reise, begleitet von den Segenswünschen der Brüdergemeine und ihrer Freunde; auch mehrere Directoren in Amsterdam gaben ihnen ihr Wohlgefallen zu erkennen. Am 21. Novbr. landeten sie glücklich bei der Capstadt. Auch hier kamen ihnen die Liebhaber des Herrn mit ihren Glückwünschen entgegen, und die Regierungs-Mitglieder verhießen ihnen allen Schutz bei ihrem Unternehmen.

Aber freilich fehlte es den Dienern des Herrn auch nicht an Feinden. Viele unter den Boors, jenen holländischen Ansiedlern im Lande, wollten, in ihrer fleischlichen Gesinnung und damit zusammenhängenden Feindschaft gegen Gott, von Bekehrung der Hottentotten zum Christenthum nichts wissen. Einige droheten sogar, „diese Herrnhuter sogleich todt schlagen zu wollen, sobald sie anfangen würden, die Hottentotten zu lehren," Andere suchten die Hottentotten gegen die Brüder einzunehmen, indem sie zu ihnen sagten: „Hütet euch nur vor diesen Leuten, die sind nur gekommen, um sich Reichthümer zu sammeln; sie wollen euch durch ihre Freundlichkeit überlisten und dann nach Batavia verkaufen."

So kamen die lieben Brüder recht wie die Schafe unter die Wölfe, und wenn ihr guter Hirte Selbst sie nicht in Seinen Schutz genommen hätte, so wäre es ihnen wohl bald recht übel ergangen, trotz allem guten Willen der Obrigkeit, sie zu schützen.

Der neuen Boten Eingang bei den Hottentotten.

Im Vertrauen auf den Herrn brachen die Brüder Ende December 1792 nach dem Innern des Landes auf, und — wie merkwürdig — der Anweisung der Behörde folgend, kamen sie an dieselbe Stelle in der Bavianskloof, wo der sel. Schmidt das erste Hottentotten-Gemeinlein gesammelt und zurück-

gelassen hatte. — „Woran erkannten sie denn aber diese Stelle nach so langer Zeit? von Wohnungen war doch gewiß keine erkennbare Spur mehr vorhanden.“ Nun, wenn sich auch auch eine solche fand, so konnte sie doch kein gewisses Kennzeichen sein. Es war aber etwas anderes da, das durch die Länge der Zeit nicht unscheinbarer, sondern um so größer geworden sein konnte. Und das waren — die Obstbäume, die der sel. Schmidt, wie ihr wißt, seiner Zeit gepflanzt hatte. Diese Bäume, als die einzigen ihrer Art waren als Fremdlinge unter den andern dort einheimischen Bäumen, den Brüdern als alte Bekannte und mit ihrer Höhe und Stärke sogleich in die Augen gefallen. Unter ihnen zeichnete sich ein schöner Birnbaum aus, welcher seine stattlichen, mit schönen Früchten reich beladenen Aeste zu den verschmachtenden Pilgern herabreichte, und sie zu erquickendem Genuß einlud. — Bald fand sich denn auch noch, von hohem Strauchwerk bedeckt, einiges zerfallenes Mauerwerk. — Und nun waren die Brüder freudig überzeugt, daß sie sich an der Stätte befänden, wo ihr treuer Vorgänger gewohnt und gewirkt, als ein Prediger in der Wüste, und vor nunmehr 49 Jahren mit blutendem Herzen von seinem trauernden Hottentotten-Gemeinlein sich verabschiedet hatte.

Diese alt-ehrwürdige Segensstätte wurde nun von den neuen Friedensboten zu neuem Segen dem alten Erbarmen des Herrn, der gestern und heute, der in alle Ewigkeit Derselbe ist, unter inbrünstigem Flehen empfohlen.

Nicht lange, so kam von den Eingebornen Eins nach dem Andern aus der Umgegend herbei, um die ersehnten neuen Lehrer mit Freuden willkommen zu heißen. — Unter denselben war denn auch die euch ja schon bekannte ehrwürdige Lena, von welcher ich euch

aber hier nur gleich noch so viel mittheilen muß, daß dieselbe von da an noch 7 Jahr leben durfte, bis sie, in ihrem 100. Lebensjahr, der Herr als Seine Dienerin in Frieden fahren ließ, nachdem sie aufs Neue die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln über dem Lande ihrer Väter hatte aufgehen sehen dürfen. Ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, welche sie so treulich bis an ihr Ende zum Heiland hingewiesen hatte, hinterließ sie als das beste Erbstück einen Segen für die Ewigkeit in ihrem Herzen.

Wie es mit der erneuerten Mission gegangen und was aus ihr geworden.

Am 5. Januar 1793 wurde der Grund zu der neuen Missions-Niederlassung der Brüder im Caplande gelegt. Mit Eifer gingen die Missionare nun an das Bauen; zugleich aber richteten sie unter dem großen Birnbaum einen ebenen, freien Platz wieder her zum Gottesdienst im Freien. Diese letztere Arbeit hatten sie kaum vollendet, als zu ihrer freudigen Ueberraschung 9 Männer und 10 Frauen erschienen, welche auf das Gerücht von der Ankunft neuer Lehrer aus weiter Ferne gekommen waren, um dieselben recht bald zu sehen und zu hören. Sogleich begaben sich die Brüder mit diesen Heilsbegierigen auf den Platz unter dem Birnbaum, und weihten mit ihnen denselben zu der gleichen Bestimmung ein, welcher er schon 50 Jahre zuvor gedient hatte. Hier wurden fortan in der Regel jeden Abend zahlreich besuchte Bibellectionen gehalten; und sobald im neuen Haus ein Raum soweit fertig war, wurden sowohl für Erwachsene als auch für Kinder Schulen eingerichtet, deren jede bald von 30—40 Lernbegierigen besucht wurde.

Von den Eingebornen, welche in der Pflege der Brüder bleiben wollten, bauten sich immer Mehrere bei ihnen an. Es entstand bald ein Gemeinlein von

Gläubigen, von denen bereits im Jahr 1794 Sieben die h. Taufe empfangen konnten.

So waltete des Herrn Gnade aufs Neue in Baviansklocf, und durch dieselbe gingen die Segen der Kinder stärker für die Zukunft als die Segen der Voreltern, sind auch so fort gegangen, so daß diese begnadigte Missionsgemeine mit Wahrheit den schöneren, 1806 ihr gegebenen und von den in jenem Jahre in den Besitz des Caplandes gekommenen Engländern bestätigten, Namen, Gnadenthal trägt. — Als man das 50jährige Jubelfest der erneuerten Mission (wenn?) feiern durfte, rechnete man 1881 Erwachsene und 2072 Kinder, die in Gnadenthal bis dahin getauft worden waren. — Am Schlusse des Jahres 1861 bestand die Gemeine aus 3190 Mitgliedern, unter welchen 1250 getaufte Kinder waren.

Zu dieser ältesten und größten aber hat der Herr seitdem noch folgende 11 Haupt-Missions- Stationen hinzugethan: Im Oberland, für die Hottentotten und andre Farbige, Berea, Mamre, Elim, Robben-Island und Wittewater; im Unterland, für die verschiedenen Kaffernstämme, Enon, Silo, Clarkson, Gosen, Engotini und Baziya. — An diesen 12 Haupt- und einigen Neben-Stationen, standen 1866 insgesammt 8833 Eingeborne in der Pflege von 61 Brüdern und Schwestern.

So weit hat der Herr die südafrikanische Mission gebracht. — Auch durch gar manche äußere Noth hat Er sie mächtig und gnädig hindurchgerettet; durch Schmach, Verfolgung, durch Krieg und Aufruhr, durch Pestilenz, Theurung und Hungersnoth, durch Wassersnoth und Wasser-Mangel, durch Feuer- und Sturmes-Verheerungen. — Um Seine Güte, und um Seine Wunder, die Er so augenscheinlich auch an dieser Mission gethan hat, wollen denn auch wir dem Herrn danken.

Nun wollen wir uns noch

Gnadenthal und seine Umgebung

in Gesellschaft mit der hier im Vordergrund des Bildes befindlichen Hottentotten-Familie betrachten. — Da im Mittelgrund seht ihr die Missionsgebäude, nämlich Kirche, die 3 Schulhäuser, die Wohnhäuser der Missionare mit allerhand Werkstätten und Geschäften. Diese Gebäude umschließen einen mit stattlichen Eichen, Blau-Gummi-Bäumen und Pappeln besetzten Platz. Unter solchen Wald- aber hauptsächlich allerlei edlen Obstbäumen schauen auch weiter umher die Wohnungen der farbigen Gemeinmitglieder hervor; solcher sieht man aber auch viele dort rechts an der Berglehne, wo sie sich in Reihen hinziehen; die Vierecke dort aber sind Vieh-Kraale, die man noch deutlicher hier im Mittelgrund erkennt. — Nicht wahr, dieses Gnadenthal liegt da wie in einem Garten, nun ja, Alles das umher und dazwischen ist auch in der That ein Garten, denn nicht nur die vielen Birnen-Aprikosen-Pfirsich- und Feigenbäume und Weinstöcke an und um den Häusern, sondern auch alle die genannten Waldbäume sind angepflanzt; ja sogar der Wald von Eichen, Silberpappeln und allerlei Nadelholz, der sich links hinter dem Berg hinauf zieht, ist von früheren Missionaren erst angelegt worden, um dem dort im Allgemeinen herrschenden Holzmangel einigermaßen abzuhelfen; damals, als der Versuch mit Ansäen und Aupflanzen von Waldbäumen an der Seite des sandigen Hügels gemacht wurde, lachten die Einheimischen Alle darüber, und jetzt staunen sie über die großen, schönen Bäume. — Ueber diesem Wald ist ein zwei Morgen großer Weinberg.

Die verschiedenen, ansehnlichen Berge gehören zu dem 3000—4000′ hohen Sonderend-Gebirge, dies hat seinen Namen von dem Flusse, der es hier durchbricht und die an Naturschönheiten reiche, eigentliche

Bavianskloof bildet. Da kann man denn gar schöne Parthieen von Gnadenthal aus machen, die euch gewiß auch gefallen würden; z. B. in die sogenannten „Adersbacher Felsen" (ihr wißt wohl, wo die eigentlichen sind?) verschieden gestaltete Gruppen von Sandstein=Felsen, die sich zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß erheben.

Eine solche Parthie, welche einmal von unsern Missionsgeschwistern, deren Kindern und den Zöglingen der Gehülfenschule in die Baviansklöof unternommen wurde, laßt euch noch von ihnen in der Kürze erzählen: „Je tiefer wir in die Kloof eindrangen, desto enger traten die riesenhohen Felsenwände aneinander und bildeten eine enge, schauerliche Schlucht, in deren Tiefe der Sonderend über die Felsblöcke donnerte und tosete; zugleich waren die Ufer des wilden Flusses von mannichfachem Buschwerk, besonders aber von mächtigen Farrenkräutern eingefaßt. Wenn man nach oben blickte, sah man die mehrere tausend Fuß hohen Spitzen des Sonderend = Gebirges im Sonnenschein über die schwarzen Felsen herableuchten. O das war ein herrlicher, romantischer Anblick! Nachdem sich der jüngere Theil der Gesellschaft noch in Seitenschluchten und in einigen der vielen Höhlen umgesehen, kehrten wir zu einem passenden Platz zurück, wo ein Mahl eingenommen wurde, welches uns nach dem Herumklettern vortrefflich schmeckte. Das dazu mitgebrachte Fleisch war indessen von Gehülfenschülern an Holzspießen gebraten worden; Wein, der uns zuwächst und von uns selbst gekeltert wird, konnte auch genossen werden, und zum Nachtisch kamen Pfirsiche, Weintrauben, Feigen u. a. m. — Eine ergötzliche Unterhaltung gewährte uns eine Schaar junger Paviane, die von dem nahen Felsen lüstern auf unsre ländliche Mittagstafel herabschauten; dazu schritt ein alter Pavian, der einem



Gnadenthal.

großen, grauen Hunde glich, an der einen Thalwand gravitätisch umher, ohne sich durch das Geschrei, welches wir erhoben, aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Dieses Schauspiel war uns um so interessanter, da es immer seltener wird, daß man diese Thiere zu Gesichte bekommt. — Nach beendeter Mahlzeit traten wir den Rückweg an, und hatten auf demselben Muße, nochmals die kühnen Felspartien dieses wildromantischen Thales recht zu betrachten und zu bewundern. Am Ausgang der Schlucht nahm uns ein schattiger, kräftigduftender Fichtenwald auf, und über die mit purpurnem Haidekraut aller Art geschmückten Abhänge langten wir am Abend wieder daheim an. Unsern treuen Schöpfer preisend für den reichen Genuß an Seinen Werken, gedachten wir dabei nicht ohne Wehmuth unsrer in dem fernen Kleinwelke und andern Orten wohnenden Kinder, und sprachen es uns aus, wie schön es wäre, wenn wir solche Genüsse mit ihnen theilen könnten; wiewohl es ja auch ihnen nicht an Erholung und Vergnügen fehlt."

Von Calcutta nach Kyelang.

Schluß.

Von der Militärstation Cassauli ging es wieder 2000′ hinab. Am Wege zogen die verschiedenartigsten Gewächse unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zuerst waren es hübsche Waldblumen, alte Bekannte aus der Heimath, dann aber 2′ dicke Cactusbäume, als interessante, aber nicht eben wohlgestaltete Fremdlinge. — Wir hatten uns auf das Nachtquartier im nächsten Bungalow schon längst gefreut; endlich kamen wir hin; — aber ach, da hieß es zu unserm Bedauern, es sei schon Alles von den vielen Engländern besetzt und bestellt.

Schon ergaben wir uns, gern oder ungern, darein, unter dem Zelt des kalten Herbsthimmels unsre müden Glieder zur Ruhe zu legen; — da erbarmte sich unser der freundliche Wirth, und stellte uns auf seine Verantwortung ein Zelt zur Verfügung, dessen Eigenthümer, ein vornehmer Engländer, verreist und heute nicht mehr zurück zu erwarten war; höchlich erfreut ließen wir uns sogleich häuslich darin nieder, und schickten uns, nach dem Abendbrot, eben an, zu Bette zu gehen, da, o Schrecken, steht plötzlich ein stattlicher Herr vor uns, der sich als den Besitzer des von uns eingenommenen Zeltes zu erkennen gibt. Mit tausend Entschuldigungen schickten wir uns nun eiligst an, das Feld zu räumen. Dies aber ließ der edelmüthige Engländer durchaus nicht zu, wünschte uns gute Nacht und behalf sich anderweitig, so gut er konnte.

Nachdem wir am nächsten Ruhetag wieder eine Höhe von 7000′ glücklich überstiegen hatten, kamen wir Nachmittags 3 Uhr nach dem ersehnten Simla. Ungemein überraschte uns die wunderschöne Umgebung dieser Stadt: die Anhöhen rings umher bedeckt mit Waldungen von Cedern, von Rosenbäumen, ja von — Alpen-Rosen, wie starke Eichen! — Lieber war uns aber das, was wir in der Stadt für unsre Herzen im Umgang mit lieben deutschen und englischen Christen genossen, die hier auf verschiedene Weise dem Herrn unter den Hindus dienen. Der kirchliche Gottesdienst, dem wir an dem einen Sonntag unsers Aufenthalts beiwohnten, war uns besonders genußreich, aber auch wehmüthig, bei dem Gedanken, daß es der letzte wohl für lange Zeit sei.

Am 18. October traten wir unsere Weiterreise an. Von nun wurde die Reise in Dondis gemacht. Dies sind Hängematten von derbem Zeug, die an einer Bambusstange von 4 Kulis getragen werden; man

kann bequem darin sitzen oder liegen. Nun ging es zweimal über Höhen von 10000′, der Weg wurde auf jedem Schritt beschwerlicher. Die nächste Statiou, wo wir geistig und körperlich uns wieder erquicken konnten, war Thandar mit dem nahe dabei liegenden Kotghur, wo deutsche christliche Freunde uns auf das liebreichste aufnahmen.

Am 25. Oct. mußten wir uns zur eigentlichen Gebirgsreise rüsten und versorgen. Der Proviant bestand aus Kartoffeln, Reis, rohem und gebratenem Schöpfenfleisch, Brot, Thee, Kaffee und dgl; an Geräthschaften, allerlei Koch- und Eß-Geschirr; Gasthäuser gab es von da an nicht mehr, sondern in unsern eignen, mitgenommnen Zelten mußten wir von nun an unsern Haushalt selbst besorgen. Am 26. ging es tief hinab ins Sudletschthal. Für ein recht kaltes Nachtquartier unter dem Zelt entschädigte uns ein köstlicher Morgen mit entzückender Aussicht: In das tiefe Blau des Himmels ragten die blendend weißen Spitzen der vielen Schneeberge hinein, an deren Fuß sich schön angebautes Land und eine Menge Dörfer hinzog.

Auf dem 11000′ hohen Jalori-Paß kam uns eine große wandernde Schafheerde entgegen. Jedes der Thiere trug seine Last Borax an 30 Pfd. Das ist ein Salz, welches an den Ufern und auf dem Grunde einiger tibetischer Seen gefunden wird; man braucht es in der Färberei, Arzneikunde und hauptsächlich zum Löthen von Metallen, indem es das Schmelzen sehr befördert. Mit diesem Produkt geht jährlich eine solche Karawane nach Simla hinunter.

Am 2. Novbr. kamen wir nach Sultanpur, einer ganz von Eingebornen bewohnten Stadt. Wir wurden durch mehrere Straßen und Höfe getragen, und wußten gar nicht, wo es eigentlich hingehen sollte. Endlich

waren wir da — wo aber? bei dem alten Königsschloß; dasselbe dient gewöhnlich den durchreisenden Europäern zum Theil wenigstens als Obdach. Der dazu überlassene Raum ist eine mit einer Bretterwand umschlossene Veranda. Der Zugang zu einer nahen Thüre war untersagt, weil „ein großer Gott darin wohne“! Das alte Schloß verfällt wie die Macht der Könige: von der früheren Herrlichkeit zeugten die mit geschmackvoller Stukaturarbeit versehenen Decken und Wände. Der jetzige „König“, obgleich er nur den Titel hat und noch ein Knabe ist, wird von den Eingebornen dennoch verehrt. Nachmittags sahen wir eine Götzenprocession; schon aus der Ferne kündigte sich dieselbe durch unharmonisches Trommeln und Pfeifen an; so kam endlich auch der Götze zu uns in den Schloßhof, von Männern getragen unter Begleitung einer großen Volksmenge. Und woraus bestand der Verehrte? — aus einem mit Blumen und allerlei Schmucksachen bedeckten Stücke Holz! — Die Thür neben uns wurde ihm geöffnet; er sollte aber nicht dort einquartirt werden, sondern nur dem hier wohnenden Gott seinen Gruß (Salam) bringen. „O möchte doch“ seufzten wir da aus betrübtem Herzen „das Licht der wahren Gottes-Erkenntniß in Jesu Christo auch hier die schauerliche Finsterniß bald durchbrechen und besiegen.“

Die nächsten Reisetage brachten uns durch viele Dörfer, überall strömten bei unserm Erscheinen die Leute zusammen, um uns wie Wunderwesen anzustaunen; sie hatten noch nie Europäerinnen gesehen; unsre Kleider wurden sogar von allen Seiten betastet und untersucht; ein altes Mütterchen sagte, wir seien wohl Königinnen.

Am 6. November ging es über den, die Provinzen Kullu und Lahoul verbindenden 13000′ hohen Rotang-

Paß! — Der Weg wurde bald so steil und steinigt, daß auch mit dem Dondi nicht durchzukommen war und wir zu Fuß gehen mußten, welches freilich höchst anstrengend und dabei gefährlich war. Je höher hinauf, desto kälter wurde es; auch an Schnee- und Eisfeldern fehlte es nicht. Oben empfing uns ein schneidender Wind. Diesen Zug über den Rotang werden wir nicht so leicht vergessen! Unweit der Spitze errichteten die Kulis 3 Denkmäler von Steinen, zur Erinnerung daran, daß sie 3 Mám Sahibs über den Paß getragen. — Wir aber errichteten Dem, der uns auf Adlersflügeln über all die gefährlichen Klippen und Abhänge unversehrt getragen in unserm Herzen ein Eben-Ezer zum Preis Seiner Allmacht und Gnade! —

Matt und müde langten wir endlich in Kokfar, dem ersten Dorfe Lahonls, an. — Dasselbe besteht nur aus 6 Häusern, die in einem Viereck dicht an einander gebaut und wie die meisten in der Provinz, niedrig sind und flache, mit festgeschlagner, auf dünnen Balken und Baumzweigen ruhender Erde hergestellte Dächer haben; der Rauchfang ist zugleich das einzige Fenster und wird in der Nacht mit einem Stein geschlossen. Daß die Bewohner Buddhisten sind, erkennt man an der auf jedem Haus angebrachten Gebetsfahne.

Der 10. November 1859 war denn endlich der große Tag, da wir das ersehnte Ziel unsrer Reise, unser liebes Kyelang, erreichten. Es war 26 Wochen her, daß wir die geliebte Heimath verlassen hatten. Zu See und Lande hatte der treue Heiland Seine Hand über uns gehalten, daß uns kein Unfall treffen durfte; wie sollen wir dem Herrn danken für alle Seine Wohlthat, die Er an uns gethan! —

Zu dem Titelbild: Der Ueberfall an der Mahony.

Im 6. Heft von 1866 habt ihr von der Sammlung der ersten christlichen Indianer-Gemeine in Schekomeko gelesen. —

Ueber das in Schekomeko angezündete Licht, welches immer weiter leuchtete, ärgerten sich aber die Vielen, welche die Finsterniß mehr liebten, als das Licht, und diese ruhten nicht, bis die Missionare von der Obrigkeit, welcher sie als gefährliche Leute verdächtig gemacht worden waren, aus Schekomeko weggewiesen waren, in Folge dessen die letzten gläubigen Indianer im Jahr 1746 jene Segensstätte, wo 61 Eingeborne getauft worden waren, verließen. Dieselben bauten sich nun zum Theil auf einem von den Brüdern in Bethlehem erkauften Lande an der Mahony, unweit jener Gemeine an und bildeten bald mit andern allmählich nachgekommnen Indianern wieder eine Gemeine Jesu. Die neue Niederlassung wurde Gnadenhütten genannt. Im Jahr 1754 zog die Indianergemeine an die Nordseite der Lecha. So entstand ein neues Gnadenhütten, unweit von dem Platz, wo das erste gestanden hatte. Aber an der Mahony blieb das alte Gemeinhaus zur Wohnung der Geschwister, welche die hier für die Indianer angelegte Plantage besorgten, und zu einem Pilgerhause für die von ihren Besuchsreisen zurückkehrenden Heidenboten.

Im Jahr 1755 brach der längst drohende Krieg zwischen Engländern und Franzosen aus, in welchen auch die Indianer zum Theil verwickelt wurden und Partei nahmen. Die Brüder aber, sowie die gläubigen Indianer blieben still für sich. Da hieß es sogleich bei ihren Feinden: „Die halten es gewiß im Geheimen mit den Franzosen!“ Und doch wurden sie

von den französisch-gesinnten Indianern, welche mordend und brennend im Lande umherzogen, bedroht, als treue Anhänger der Engländer. So hatten zunächst die in Gnadenhütten und im Pilgerhaus an der Mahony wohnenden Missionsgeschwister und Indianer von zwei entgegengesetzten Seiten das schlimmste zu fürchten, welches denn auch von Einer Seite nur zu bald kam.

Es war am 24. Nov. 1755, des Abends; die Geschwister im Pilgerhaus saßen bei Tische: Plötzlich hören sie hinter dem Haus starkes Hundegebell. — „Was ist das?" rufen sie ängstlich, wie aus Einem Munde. Br. Sensemann tritt zur Hinterthüre hinaus, um nachzusehen. Es fällt ein Schuß. Einige Brüder eilen, die Hausthüre zu öffnen, werden aber bereits von wilden, feindlichen Schawanosen empfangen, welche auf sie die Gewehre anlegten, und zugleich streckt ein Schuß den Br. Martin Nitschmann zu Boden. Von andern Schüssen werden Etliche verwundet. — Alle fliehen nun auf den Boden: verrammeln die Treppe mit Bettstellen. Br. Partsch entkommt durch ein Hinterfenster mit genauer Noth, ebenso der kranke Br. Worbos aus einem andern Haus, wo die Indianer die Hausthüre besetzt hatten. Unterdeß suchten die Feinde die Thüre zum Boden zu erbrechen, um die dorthin Geflüchteten in ihre Gewalt zu bekommen. Da sie aber auf diese Weise nicht zum Ziele kamen, bedachten sie sich nicht lang und — steckten das Haus in Brand. Nun war freilich für die Armen kein Bleiben mehr im Hause. Ein Knabe, welchem eine Kugel schon den Backen gestreift und die Flamme die Haare versengt hatte, sprang vom brennenden Dach herab. Dies machte der Schwester Partsch Muth, dasselbe zu thun; sie wagte den Sprung und siehe, er gelang, sie kam ihrem Manne nach, der darin die Er-

hörung seines Gebetes sah. Auch Br. Fabricius wagte den Sprung; aber ach, die Feinde erblickten ihn, und schossen ihm 2 Kugeln durch den Leib. Noch war er nicht todt; da fielen die Indianer wie reißende Thiere über ihn her, hieben ihm ihre Beile in den Leib, scalpirten ihn (zogen ihm die Kopfhaut ab) und ließen ihn in diesem Zustande liegen. Alle übrigen Geschwister verbrannten lebendig. Sieben Brüder, vier Schwestern und ein 1¼ Jahr altes Kind wurden die unschuldigen Opfer heidnischer Mordlust. — Der zuerst entkommene Br. Sensemann hatte den unbeschreiblichen Schmerz, seine geliebte Frau in den Flammen umkommen zu sehen. Schwester Partsch hatte die Kräfte zum Fliehen vor Angst verloren; auf einem nahen Hügel verbarg sie sich hinter einem Baum und war Zeuge, wie Schwester Sensemann, als sie schon vom Feuer umringt war, die Hände faltete und ausrief: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!"

Nachdem die Wütheriche Alles niedergebrannt hatten, theilten sie ihre Beute, machten sich noch eine Mahlzeit von Brod und Milch, und gingen davon, als wenn nichts gewesen wäre!

Nur 3 Brüder und 1 Schwester retteten sich nach Bethlehem. Schwester Susanne Nitschmann war von den Bösewichten mit fortgeschleppt worden, und wurde 1756 in Alegheni nach unsäglichen Qualen ermordet.

Aus Gnadenhütten hatten sich die 600 Indianer auf den Rath der Brüder bei Zeiten schon nach Nazareth und Bethlehem geflüchtet; ihre Häuser aber wurden hinter ihnen sogleich in die Asche gelegt.

Wer waren denn aber die Thäter dieser Gräuel, und warum hatten sie das verübt?! Niemand als französisch gesinnte Indianer, welche früher vergeblich versucht hatten, ihre Landsleute in Gnadenhütten gegen die Engländer aufzureizen, und darum

zunächst hauptsächlich an den Brüdern sich blutig rächen wollten, wie sie mit Recht glaubten, daß durch dieselben die Indianergemeine von jeder Theilnahme am Krieg zurückgehalten worden. Nun gingen den bisherigen vielen Feinden der Brüder auf englischer Seite die Augen auf. Wie Manche schlugen bei der Nachricht von dem Ueberfall an der Mahony an ihre Brust und riefen: „Ach Gott, wie hat sich fast Alles an den Brüdern versündigt und ihnen Schuld gegeben, sie wären eins mit den Franzosen; nun wirds offenbar, sie sind das erste Opfer der Grausamkeit unsrer Feinde geworden. Welche Schuld hätten wir auf uns geladen, wenn wir sie als unsre Feinde behandelt hätten!"

Ja, das ist ausgemacht, daß sämmtliche Brüder nebst ihren Angehörigen und Freunden an allen ihren Orten in Nordamerika bereits dem Verderben geweiht waren! Durch den boshaft erdichteten Brief eines vermeintlichen Franzosen, worin die Brüder als entschiedene Gegner der Engländer dargestellt waren, wurde der alte Haß und Argwohn gegen diese Unschuldigen zur höchsten Wuth angefacht: Kein Bruder war mehr seines Lebens sicher. Auf den Bischof Spangenberg drang der Wirth in einem Gasthaus wuthschnaubend ein, in der einen Hand ein Holzscheit, in der andern ein Zeitungsblatt mit jenem abgedruckten Brief und rief, ohne sich zurechtweisen zu lassen: „Wenn es nicht wahr wäre, was da von den Brüdern steht, so würde man es ja nicht gedruckt haben!" Es war nahe daran, daß der verblendete Pöbel gemeinsam über alle Brüder an allen Orten hergefallen wäre, ein schreckliches Blutbad angerichtet und das ganze dortige Werk Gottes zerstört hätte. — Da kam der 24. Novbr. mit seiner Schreckensnacht, die mit ihrer Blut- und Flammen-

schrift die Feinde von der Unschuld der Brüder überzeugte und sie entwaffnete. — So hatte der Herr durch Zulassung dieses Unglücks ein ungleich größeres noch in Gnaden abgewendet!

Nachrichten.

Australien. Heute kann ich euch berichten, daß unsre 3 Kundschafter nach ihrer halbjährigen, mühseligen Pilgerschaft für jetzt sich einen festen Wohnsitz ausersehen und zu gründen angefangen haben, um das Werk des Herrn unter den Papus, die Er sie in verhältnißmäßig großer Zahl hat finden lassen, nun ernstlich zu treiben, uud dasselbe, so der Herr Gnade gibt, mit der Zeit noch weiter nach Norden, an den eigentlichen Coopers Creek auszudehnen. — Zwei Gegenden waren ihnen angerathen worden, weil daselbst viel Schwarze wären, und auch, für Australien, gutes Wasser sich finde, das nicht versiege. Sie unternahmen nun eine 5tägige, beschwerliche Untersuchungsreise von Lake Hope aus dorthin. Die Gegend am Koppermine-See gefiel ihnen sogleich, und wurde der andern ihnen genannten vorgezogen. — Nach Lake Hope zurückgekehrt, machten sie sich zur Uebersiedelung fertig. — Am 24. Januar brachen sie auf. Es war aber eine recht beschwerliche Reise: Die 7 Pferde vermochten kaum den mit 9 Centnern beladenen Wagen über alle die vielen steilen Sandhügel hinüber zu bringen. Dennoch holten sie das vorausgeschickte Ochsenfuhrwerk bald ein. Aber, was mußten sie da sehen?! Dasselbe war umgeworfen, die Kisten waren aufgegangen, und ihr Inhalt mußte aus dem Sand heraus gesucht werden. Das war der erste Tag. Am zweiten mußte vor Allem Wasser gesucht werden, wenn nicht Menschen und Vieh

vor Durst umkommen sollten, bei der drückenden Hitze. Endlich fand man auch einen Pfuhl und in demselben bereits den vorausgelaufenen Hund, der sich gütlich darin that und gar nicht wieder hinaus wollte. Die Pferde stürzten wie wüthend hinein, und traten dabei so viel Erde vom Rande ab, daß das wenige, ohnehin nicht reine Wasser sich in förmlichen Brei verwandelte. Davon sollten nun nicht bloß Thiere, sondern auch Menschen trinken! ja, mußten, wenn sie nicht verdursten wollten. Dem einen Pferde schmeckte es nun so vortrefflich, daß es nicht weniger als 10 Eimer in sich aufnahm! — Einen ganz angenehmen Braten gewährten uns auf dem weiteren Wege einige geschossene wilde Tauben, während die Schwarzen in unsrer Begleitung zu ihrem Thee 2 Schlangen verzehrten, die sie gefangen hatten. Der Bruder, der davon kostete, fand diesen Leckerbissen der Papus auch nicht ganz so übel.

Nach und nach traf man immer mehr Schwarze an in ihren Camps, (Lagern) im Ganzen wohl 250. Dieselben waren Anfangs immer scheu, weil sie auf den Stationen von den andern Weißen die Peitsche schon so oft zu fühlen bekommen haben. Wenn sie sich aber darüber beruhigt hatten, gaben sie ihre Freude über unsere Ankunft zu erkennen, wohl hauptsächlich in der Hoffnung, Tabak u. a. m. von uns zu bekommen, in welcher Hoffnung sie sich denn auch nicht ganz getäuscht fanden. Ihre Begehrlichkeit ging aber bald zu weit; konnten die Brüder doch kaum ihren treuen Hund vor dem Appetit dieser Wilden schützen.

Am 31. Jan. endlich war das Ziel, der Koppermine-See, erreicht. Bald erschienen mehrere große, starke Papus, hoch zu Roß, denen die Missionare sogleich den Zweck ihres Kommens klar zu machen suchten, um sie zu bedeuten, von ihnen aber, die nur

wenig englisch konnten, nur höchst unvollkommen verstanden wurden.

Das Erste mußte nun sein, zum nothdürftigsten Schutz gegen die Witterung und — die Wilden sich einen Bergungsort zu schaffen; denselben mußte eine möglichst schnell hergerichtete Laubhütte abgeben. Sie waren aber in dieser Hütte nun förmlich belagert; beim Ein- und Aus-Gehen mußte immer erst Einer der faulen, unbekleideten Schwarzen mit Gewalt auf die Seite geschoben werden; was noch von Sachen draußen lag, wurde betastet, auch verdorben; die Bettelei war unerträglich und wurde manchmal bedenklich, wenn sie in Fordern ausartete; und die Brüder waren dem Herrn dankbar, daß sie doch unangetastet blieben.

Am nächsten Tag wurde denn ein zur Niederlassung geeigneter Platz gesucht und auch bald an der Ostseite des Sees gefunden; hier wurde denn wieder ein einstweiliger Bau errichtet, nehmlich eine Erdhütte, welche zur Wohnung dienen sollte, solange bis der Bau eines ordentlichen Hauses vollendet sein werde. Täglich fingen die Brüder schon vor Sonnen-Aufgang an und machten erst nach Sonnen-Untergang, in den langen Tagen, Feierabend; die Hülfe der 4 Schwarzen bei der Bauarbeit hatte nicht viel zu bedeuten. Dabei hatten sie ziemlich dürftige Kost: Thee, Dampfer und — bei Kuhmist geräuchertes Rindfleisch. Am 10. Febr. war die Hütte bis zur Hälfte des Daches fertig — da trat Regenwetter ein, und sie mußten eiligst das noch fehlende Stück Dach durch Segeltuch und Säcke zu ersetzen suchen, welche aber nicht verhinderten, daß viele ihrer Sachen bald ganz durchnäßt waren, und sie selbst sich kaum genügend bergen konnten.

So müssen wir sie denn verlassen, die lieben Friedensboten, in ihrer Erdhütte, welche 19′ lang, 8′ breit, und 4′ tief noch unter der Erde und bis zum Giebel

6—7' hoch ist, unter den Strömen eines australischen Regens, der oft eine Sandwüste in kurzer Zeit in einen See verwandelt, umgeben von den Camps zweideutiger Wilden in abgelegener Einöde, weit hinten im Innern Australiens. Auf die naheliegende Frage in unserm Herzen, ob sie da nicht ganz verzagt waren? gibt uns eine tröstliche Antwort der letzte kurze Bericht vom 11. Febr., wo es heißt: „So sind wir denn in Kopperamana! Der Herr gebe es uns, hier Seinen seligmachenden Namen mit Segen zu predigen. Der Herr ist sehr gnädig und eines jeden Tages Schluß richtet ein Ebenezer auf in unsern Herzen!“ So erfreulich sah es in ihren Herzen aus!

Damit ihr euch aber von dem Wohnplatz der Lieben ungefähr einen Begriff machen könnt, so oft ihr an sie denkt, will ich nur noch folgendes Wenige davon sagen: Die von ihnen gewählte Gegend heißt Kopperamana, und hat vom Koppermine-See ihren Namen. Dieser See ist 1 deutsche Meile lang und ½ breit, hat, was man dort wenigstens so nennt, gutes Wasser, das nicht versiegt, ist auch an Fischen und Wasservögeln reich; seine Ufer sind mit prächtigem Gesträuch besetzt, besonders Buchsbaum, der sehr üppig dort wächst; rings, bis zu dem schönen, hohen Wald sind Flächen mit fußhohem Gras. — Auch an Steinen zum Bauen fehlt es nicht — und — was für ihren Beruf die Hauptsache ist, in Folge dieser günstigen natürlichen Beschaffenheit der Gegend pflegen sich besonders viel Schwarze da aufzuhalten.

Nun ihnen, die hingegangen sind in jene entlegene Einöde zu lehren jene besonders bedauerungswürdigen Geschöpfe, wünschen wir den Genuß der Nähe Dessen, der auch dort bei ihnen ist alle Tage!

Aus Kadina, unweit Adelaide, meldet der dort zurückgebliebene Br. Kühn, vom 23. Febr., daß seine

Zeit sehr besetzt ist mit Besuchen im Camp, Schul- und Versammlungshalten. Seine Arbeit ist auch nicht vergebens. Ein junger Mann, der noch vor Kurzem an heidnischen Tänzen Theil nahm, ist ganz verändert. Er verrichtete neulich in Br. Kühn's Abwesenheit, aus freiem Antrieb das Abendgebet.

Nordamerika. Aus der dortigen Indianer-Mission kann ich euch doch auch wieder einmal etwas mittheilen. Am 28. Febr. d. J. fand in der Brüdergemeine zu Bethlehem in Pennsylvanien die feierliche Taufe von 3 Enkelkindern des Oberhauptes der Cherokee- (Tsch—in) Nation, John (Dschon) Roß statt; die Getauften wollten wieder zu ihrem Volke zurückkehren. Mögen sie unter demselben ein guter Sauerteig sein!

Die Mission unter den Indianern in Canada, Station Fairfield, gedeiht äußerlich und innerlich. Die im November mit 1 Kind begonnene Schule zählt deren jetzt 24. Ende 1865 bestand die Gemeine aus 130 Personen.

West-Himalaya. Die Frauen der 2 ersten getauften Tibeter, Nikodemus und Samuel, und ein Neffe des Ersteren sind nun auch in Kyelang. Samuels Frau wünscht getauft zu werden und bekommt demzufolge Unterricht in „dem Tschos" (Religion.) — Br. Heyde hatte aus Simla unter dem dort zusammengekommenen Geldbeiträgen für die Mission auch solche mitgebracht, welche ein Prediger aus Vorstellungen mit einer großen laterna magica, besonders von Kindern, eingenommen hatte.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang praenumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Niesky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. C. Wenk.
Ebersdorf	=	C. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	J. Christoph.
Zeist	=	Nicolai & Comp.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei C. H. Pemsel.